

Viele Jahre sind seither vergangen. Heiß und trocken war der Sommer. Raddampfer mit schwarz rauchenden Schornsteinen, die sich unter den Brücken an den Schiffsrumpf anlegten wie die Ohren eines geduckten Hasen, zogen endlose Schleppzüge den Rhein hinauf.

Der quälte sich als dunkel glänzendes Reptil durch Kies und modrigen Schlick zu Tal. Die Kribben, die weit ins trockene Flussbett ragten, ritzten kaum seinen schlank gewordenen Leib. Vergessen die Zeit der Schneeschmelze, in der er mit gierigen Raubtierzähnen Land aus Auen und Deichen riss.

Jetzt lauerten Fischer in breiten Kuttern mit Reusen und Netzen auf Aale und Salme. Eine Pont mit Menschen und Wagen querte langsam den Fluss.

Hier oben im Heim schien die Welt der Erwachsenen weit entrückt, obwohl sie auch da war mit Strenge und Gehässigkeit. Die Strenge saß uns gegenüber hinter einem aktenbeladenen Schreibtisch, im weißen Kittel, mit glatt geknotetem Haar. Sie stellte uns Fragen, die Großvater beantwortete: »Ja, er ist der einzige Sohn.«

»Der Vater ist an der Front. Im Osten.«

»Der Junge lebt bei der Mutter. Sie wissen ja, sie ist jetzt im Sanatorium.«

Dabei war ich nach Mutters Operation schon lange bei den Großeltern. Aber sie wollte, dass ich für einige Zeit ins Heim ginge, wegen der Erziehung.

»Es wird dir bei uns gefallen«, sagte die Frau hinter dem Schreibtisch. Erst jetzt begriff ich, dass Großvater nun

mit dem Zug die ganze Strecke zurückfahren würde, die wir gemeinsam hergekommen waren, den Rhein entlang, dann über die große Stahlbrücke, die aussah wie aus einem riesigen Metallbaukasten, und ich würde allein zurückbleiben.

Es war dieses plötzliche Gefühl des Verlassenseins, das mir die Tränen in die Augen trieb. Wie durch ein regennasses Fenster sah ich das Gesicht des Großvaters, das sich zu mir herabbeugte, den weißen Schnurrbart, der sich unter seinen Worten bewegte, und seine gerade Gestalt, als sie durch den Türrahmen hinausschritt.

Die Stimme hinter mir duldeten keinen Widerspruch: »Ein Junge weint nicht!«

Ich trocknete meine Tränen und ging hinter ihr her über einen langen Flur. Es war ein Flur mit vielen Türen. Vor einer Tür blieben wir stehen. Dahinter hörte ich das Klappern von Bestecken und Tellern.

Die Tür ging auf, und ich sah viele Jungen, die an langen Tischen saßen. Für einen Moment hörte das Klappern auf. Alle blickten auf den Neuen. Eine junge, weiß gekleidete Frau führte mich an einen freien Platz.

»Das ist Herbert«, sagte die Stimme an der Tür. »Er wird einige Zeit bei uns bleiben. Weiteressen!«

Sofort begann wieder das Geklapper der Löffel, mit denen die anderen ihre Suppe aßen. Die Tür war wieder geschlossen.

»Das ist Herbert!« Fremd kam mir mein Name vor, so als ob er gar nicht zu mir gehörte. Nichts schwang mit von einer leibhaftigen Person, die traurig und voller Heimweh dasaß vor einem Teller Suppe, der nun gegessen werden sollte.

Es wurde kein Wort gesprochen. Auch das Schlagen und Schaben der Löffel auf den Tellern hatte aufgehört. Ich erschrak über diese plötzliche Stille und blickte von

meinem Teller auf. Alle sahen mich wortlos an, und ich begriff, dass sie erst aufstehen durften, wenn auch der Letzte mit dem Essen fertig war.

Und so nahm ich den Löffel, tauchte ihn ein, führte ihn zum Mund, ließ die Zunge vorsichtig tastend in die Suppe gleiten und fühlte, dass sie fast kalt war. Sie schmeckte greulich, aber die fordernden Blicke der anderen trieben sie mit immer schnelleren mechanischen Bewegungen in meinen Mund, bis auch mein Teller geleert war.

Das Kinderheim war sauber und steril. Trotz der Sommerhitze wehte es kühl durch Flure und Säle. Nachmittags war Bettruhe. Wir lagen dann stumm unter den Federbetten und schwitzten. Manche dachten mit offenen Augen an zu Hause. Andere schliefen und träumten. Doch niemand erzählte davon.

Morgens und vor dem Abendessen spielten wir draußen. Die Luft war voller Geschrei und fliegender Bälle. Manchmal fiel ein Ball über die Mauer. Dann traf den Ballwerfer ein Verweis. Er musste durchs Tor und den Ball in Büschen und Brenn-Nesseln suchen.

Ich sah lieber dem Ballspiel zu oder baute in der Sandecke mit anderen eine Burg. Hohe Mauern und Wehrtürme gaben Sicherheit. Und wenn wir hinaus wollten, war da immer noch die Zugbrücke ins Freie. Im Heim ging das Tor nur auf, wenn sich ein Ball nach draußen verirrt, oder wenn wir auf vorgegebenen Wegen in Zweierreihen durch den Ort liefen.

Abends wurde vorgelesen. Oft waren es die Märchen, die wir schon kannten. Oder Geschichten von tapferen Rittern, die für das Gute kämpften. Siegfried kam vor und der hinterhältige Hagen, der ihm den Speer in den Rücken stieß, genau da, wo das Lindenblatt die verwund-

bare Stelle gelassen hatte. Verwundbare Stellen hatten wir alle im Haus. Niemand war freiwillig hier.

Es gab Heimweh und Einsamkeit. Manchmal flüsterten wir nach dem Vorlesen leise miteinander. Dann wisperte es durch die Gitterstäbe von Bett zu Bett. Doch das war unter Strafe verboten.

Es nützte ihm nichts, wenn sich der Ertappte schlafend stellte. Barsch wurde er aus dem Bett befohlen. Auch ich war oft dabei, stand barfuß in der Schlange der Wartenden im weißgekachelten Waschraum, hob das Nachthemd, wenn ich an der Reihe war, bückte mich, bis ich den zischenden Laut hörte, mit dem der dünne Rohrstock die Luft teilte und wie ein glühendes Stocheisen auf mein Gesäß traf. Es waren die Brandzeichen des Ungehorsams, die wir da trugen und mit uns in den Schlaf nahmen.

Und eines Morgens stand sie da, groß und schlank und blickte über das schmiedeeiserne Tor hinweg zu uns in den Hof. Zuerst sah ich ihr Haar, gelbgeflochten wie eine gestrickte Wollmütze mit Ohrwärmern, darunter Augen, Nase und Mund, die mich anlachten, dann zwei Hände, die die dunklen Gitterstäbe umklammerten, und Füße, die in offenen Sandalen auf der untersten Querstrebe des Tors standen.

»Ich bin Annegret«, sagte sie. »Mein Vater ist hier der Hausmeister. Und wer bist du?«

Ich nannte ihr meinen Namen.

»Wirst du lange bleiben?«

»Weiß nicht. Bis meine Mutter zurückkommt.«

»Wo ist deine Mutter?«

»Im Sanatorium.«

»Hier gibt es auch ein Sanatorium. Vater sagt, man kann

fast alles heilen, nur Dummheit nicht.« Dabei lachte sie wieder. »Möchtest du dumm sein?«

»Nein«, sagte ich.

Der Kopf über den Gitterstäben verschwand. Ich sah eine Bewegung von blond, rot und weiß hinter den eisernen Ornamenten, hörte das Rasseln eines Schlüsselbunds und das knarzende Geräusch eines rostigen Türschlosses. Einer der Torflügel schwang einen Spaltbreit auf, und sie trat in den Hof. Wie groß sie war, fast eine Erwachsene!

Doch haben Erwachsene einen anderen Blick, nicht streichelnd wie ihre Augen, mit denen sie mich ansah. Und so folgte ich ihr bereitwillig, als sie meine Hand nahm, mich durch den Türspalt fortzog und das Tor wieder verschloss.

»Du brauchst keine Angst zu haben«, sagte sie, »ich bringe dich rechtzeitig zum Essen zurück.«

Wir gingen einen steilen Weg bergan, vorbei an Hecken und Zäunen. Vor einem verriegelten Gartentor hielten wir an. Sie kramte in der Schürzentasche, nahm rasselnd das Schlüsselbund, suchte unter den vielen Schlüsseln den passenden heraus und steckte ihn ins Schloss. Das Holztor war grün gestrichen und schwang leicht auf, als sie die Klinke drückte.

Wir waren im Paradies. Links und rechts des sauber geharkten Wegs standen Sträucher mit roten, grüngelben und schwarzen Beeren. Über den Boden rankten Pflanzen, zwischen deren grünem Blattwerk es hellrot lockte.

Von einem überhängenden Ast riss sie zwei grüne Äpfel ab und gab mir den schöneren. Für einen Adam war ich noch viel zu klein. Und ich konnte nicht lesen. So kannte ich die Apfelgeschichte von Adam und Eva nicht. Und sie hieß ja Annegret.